

# Die Märkische

Ausgabe 34

Wochenmagazin der Märkischen Allgemeinen

26. August 1994

Der Abstecher nach Ziesar war längst fällig. So oft hat Ekehart Ruthenberg auf der Fahrt über die Autobahn den Ort links liegen gelassen – stets schlechten Gewissens. Dabei gab es einen dringenden Grund für die Stippvisite: den jüdischen Friedhof der märkischen Kleinstadt. Als Ruthenberg dann von seinen Ziesarer Erkundungen erzählt, hat sein Gesicht den selben Ausdruck wie an jenem Abend vor sieben, acht Jahren, an dem er mir zum erstenmal das Gestrüpp beschrieb, das die Gräber des Volkes Israel überwuchert: Entdeckerfreude und Sorgenfalten im Widerstreit.

Angefangen hat es bei einem Besuch in Eberswalde. Ein Freund, Kai Uwe Schulenburg, zeigte ihm 1987 die Reste der alten jüdischen Begräbnisstätte auf dem Gelände der Bezirksnervenklinik. Der „Gute Ort“ – so im Hebräischen eine der bildreichen Friedhofs-Umschreibungen – völlig verwüstet. Die Grabsteine umgekippt, unter Efeu und Busch-Wildwuchs begraben.

Die beiden Männer gehörten zu den wenigen, die sich mit dem beklagenswerten Zustand nicht abfanden. Erste Hilfe – das hieß hier: das Gelände zu vermessen, jedes gefundene Grab, jeden Grabstein, jedes Bruchstück zu dokumentieren. Die Suche nach Angaben über die Ursprünge des Bestattungsortes, den der Stadtplan ignorierte, blieb ergebnislos – selbst ein Hinweis auf die einstige Synagoge fehlte. Das Heimatmuseum hatte keinerlei Unterlagen über frühere jüdische Einwohner. Wie auch? Das jüdische Leben – erst von den Nazis ausgerottet – blieb später eines der DDR-Tabu-Themen.

Sogar große Berliner Bibliotheken mußten passen. Einzig das Leo-Baeck-Institut in New York verwies auf umfangreiches Material – das aber aufgrund urheberrechtlicher Bestimmungen nicht kopiert und verschickt werden dürfte.

„Was wir erst nicht glauben wollten“, so Ruthenberg über seine Nachforschungen, „wurde immer mehr zur Gewissheit: daß alle lokalen Ereignisse im Zusammenhang mit der Vertreibung, der Deportation und der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung zu großen Teilen verdrängt, versteckt und vergessen werden sollten oder wurden. Selbst ältere Menschen, die noch eigene Erinnerungen an die Hitlerzeit hatten, erzählten nur sehr wenig.“

Der vermutlich älteste erhaltene Stein, aus dem Jahr (5)544 = 1784, zur Erinnerung an Zwi Hirsch, Sohn des Schmu'el, hat die Inschrift: „Der Ewige möge abwenden seinen Zorn von uns und von ganz Israel – ohne Tod für ewig.“ Die Hobby-Historiker zogen sich zwar nicht den Grimm des Himmelsvaters, dafür aber den der DDR-Oberrigkeit zu. Staatliche Institutionen reagierten auf Anfragen schroff und abweisend, drohten mit Repressalien, falls die Nachforschungen nicht eingestellt würden – das Aus für den Friedhof war bereits besiegelt. Zur Jahreswende 1987/88 wurde begonnen, eine der Umgrenzungsmauern abzureißen.

In ihrer Not wandten sich Ruthenberg und Schulenburg an den DDR-Innenminister. Der verwies lapidar auf die Zuständigkeit des Staatssekretärs für Kirchenfragen, dieser wiederum auf den Innenminister... Letzte Hoffnung in diesem beschämenden Ringelspiel: die Jüdische Gemeinde zu Ostberlin. Dort zuckte man verlegen mit den Schultern. Allein die Sorge um die Berliner Friedhöfe würde überfordern.



Auf dem seit 1743 bestehenden jüdischen Friedhof am Potsdamer Pfingsberg.

Foto: MAZ/Peter Sengpiel

## „Der Ewige möge abwenden seinen Zorn von uns“

Suche nach dem Guten Ort / Ekehart Ruthenbergs Wege über jüdische Friedhöfe

Inzwischen war klar: Eberswalde ist kein Einzelfall. In etlichen anderen Orten fanden sich die traurigen Überreste vergessener Begräbnisstätten. Niemand fühlte sich zuständig. Sollte man sie ihrem Schicksal überlassen? So keimte bei Ruthenberg der Plan, zumindest eine Übersicht der letzten Stätten jüdischer Trauer anzulegen. Such-Anzeigen in Kirchenzeitungen lösten eine Flut von Briefen aus – mit Hinweisen auf etwa 200 ehemalige oder noch bestehende Friedhöfe.

Als im Sommer 1988 Kulturbund und Jüdische Gemeinde eine Konferenz zum Thema „Jüdische Friedhöfe“ veranstalteten, war wiederum niemand an den Privat-Ermittlungen interessiert. Von den Veranstaltern wurde stereotyp darauf hingewiesen, daß die Gräberfelder durch großzügige staatliche Hilfe vorbildlich erhalten würden.

In krassem Gegensatz dazu standen die brieflichen wie mündlichen Mitteilungen vieler Augenzeugen. Immer wieder berichteten sie von Anlagen, die die NS-Zeit unbehelligt überstanden hatten, jedoch in den DDR-Jahren zerstört und zum Teil rigoros beseitigt worden waren.

Da alle Bemühungen, staatliche Stellen auf die prekäre Lage aufmerksam zu machen, nicht fruchteten, sahen beide nur noch einen Ausweg: Sie wandten sich an den in Ostberlin akkreditierten ARD-Korrespondenten. Was sogleich die Staatsmacht auf den Plan rief. Kurz nach Drehbeginn mußte Kai Uwe Schulenburg die DDR verlassen. Ekehart Ruthenberg lebte fortan unter Stasi-Bewachung. Dennoch war die

Aktion nicht umsonst: Die gefilmten Friedhöfe konnten vor dem weiteren Verfall bewahrt werden.

Warum sich der Nicht-Jude Ruthenberg derart besessen ausgerechnet dieses Themas angenommen hat? Hat es damit zu tun, daß er am eigenen Leibe erfahren mußte, was es heißt, ausgegrenzt zu werden? Auch wenn sein Schicksal nicht zu vergleichen ist mit dem der Opfer des Holocaust.

Ruthenbergs Leben verlief schon früh in merkwürdigen Bahnen. Die Kindheit war geprägt vom mysteriösen Tod der Mutter. Eine Pilzvergiftung, hieß es, der auch zwei Schwestern zum Opfer fielen. Und diese Tragödie wiederum ausgegrenzt einer Pilz-sachverständigen!

Ein Neuanfang mit dem Vater in einem Dorf bei Bernau. Ekehart nimmt ein Formgestalter-Studium an der Kunsthochschule Berlin auf. Die Abschlußarbeit – das Entwerfen von Universal-Arbeitsstischen für Robotron – führte ihn nach Dresden. Wo seine Planstelle nach der soundsovielten Kombinationsumstrukturierung mit einmal unauffindbar war. Zwar lief das Gehalt weiter, nur Arbeit gab es keine. Und nicht nur er hatte das Problem. Gemeinsam setzte man eine Beschwerde auf. Bei der Versammlung mit den hohen Herren aus Berlin aber stand er mutterseelenallein da. Was ihm nicht nur das Etikett „Querkopf“ einbrachte, sondern auch noch das, was man damals „eine erzieherische Maßnahme“ nannte – für zwei Monate „zwangsversetzt in die Produktion“.

Was tun? Auch sein Bestreben, freischaffend zu arbeiten, wurde blockiert. Für allen angestauten Frust fand

sich nur ein Ventil: Nicht zur Wahl gehen – dieser so ganz DDR-typische Racheakt des kleinen Mannes. Was die Erfassung als Staatsfeind nach sich zog. Ein Teufelskreis, aus dem es scheinbar kein Entrinnen gab. Nach ein paar „Aussprachen“ sagte er „Schluß“, stellte einen Ausreisearbeit an. Die Kirche half ihm über die Runden, ermöglichte den Verkauf von Holzspielsachen und Grafiken aus seiner Küchen-Werkstatt.

Nach drei Jahren meinte Ruthenberg, die Rückkehr in die norddeutsche Heimat würde ihm helfen, doch noch mit sich und dem Land ins reine zu kommen. Ein Trugschluß.

Wie er jetzt, 1994, nach einem Besuch in der Gauck-Behörde, weiß, hatte sich die Stasi in Wismar seines Falles mit mehr Ernst angenommen als die vordem zuständigen Kollegen. Es gab komplette „Maßnahmepläne“, die darauf hinaus liefen, ihn zu einer strafbaren Handlung zu treiben. Steuerhinterziehung lag nahe. Da er keine Steuer-nummer hatte, durfte er auch nichts verkaufen.

Trotz aller Vorsicht: Eines Tages nahm man ihm den Personalausweis ab, er mußte sich regelmäßig bei der Volkspolizei melden – nun mit Kriminellen auf einer Stufe. Das „Herumschleichen“ auf jüdischen Friedhöfen machte ihn nur noch verdächtiger – erneut flatterten Vorladungen der Kripo ins Haus. Am Heiligabend 1988 kam der Ausreisebescheid.

„Indirekt muß ich diesen SED-Typen und der Stasi dankbar sein. Ohne sie hätte ich nie die Zeit gehabt, so was tolles wie die nun als Buch

vorliegende Dokumentation fertig zu bekommen“, sagt er heute. In Westberlin nahm sich Professor Michael Broke vom Institut für Judaistik der Freien Universität des Projekts an. Man war sich auch hier einig: Das von Ruthenberg und Schulenburg zusammengetragene Material ist in seiner Art einmalig.

Neuerdings sieht Ekehart Ruthenberg, der mit einer Geigerin verheiratet ist und nun vor den Toren Kölns lebt, seine Spurensuche noch in einem anderen Zusammenhang. Er nennt es etwas umständlich „unbewußte negative Botschaften“, denen er möglicherweise verpflichtet sei. „Mein Vater war so merkwürdig in seinem Leben, daß ich schon immer Sorge hatte: Wer weiß, was da noch ans Licht kommt. Und was ich jetzt, nach seinem Tod, über sein Studium, über seine Arbeit in den 20er, 30er Jahren finde, da wird mir himmelangst – im Grunde sind das alles geistige Vorarbeiten für den Holocaust. Es geht immer wieder um Rassenwesen, Rassenhygiene. Die Suche nach Diagnosen – wie man schon vom Äußeren rauskriegen kann, ob jemand minderwertig ist, niederrassig, wie das hieß. Ich stoße dabei auf etwas, was heute keiner so recht wahrhaben will: die theoretischen Wurzeln des Antisemitismus in Deutschland. Viele Hochschulen, so zeigen meine Nachforschungen, waren frühe Hochburgen nationaler Gedankenguts.“

Ruthenberg, Jahrgang 1943, entstammt einer Greifswalder Wissenschaftler-Dynastie, in der Familienüberlieferungen sorgsam gehütet

wurden. So kann er noch heute in jenem Tagebuch blättern, das sein Vater als 12-jähriger begann und das von großdeutschen Phrasen strotzt. „Eines wird ganz deutlich: Die Kinder wurden in der Weimarer Zeit im Grunde gegen die eigene Republik erzogen. Ein Großteil zumindest. Und Hitler hat die Wahlen gewonnen, weil er getragen wurde von Leuten aus allen Bevölkerungsschichten. Ich hab da auch Gedichte von meiner Tante gefunden, einer Frau vom Lande. So viel Jubel...“ Aber das Leben dieser Dorf-Lyrikerin, das ist schon wieder eine andere Geschichte.

Zurück zum Ausgangspunkt. Über das Städtchen Ziesar heißt es im Buch: „1910 wurden drei jüdische Einwohner verzeichnet. Der jüdische Friedhof soll bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eingefriedet gewesen sein. Heute ist er ein ungepflegter Rasenplatz mit einigen alten Bäumen – von Fahrzeugen manchmal als Wendschleife genutzt.“ Quelle: Das Evangelische Pfarramt Ziesar, 30. 8. 1988.

Auch hier mußte Ruthenberg feststellen, daß die Zeit das Buch überholt hat. Während mancherorts etwas unternommen wurde zur Rettung der verbliebenen historischen Substanz, hat man in Ziesar den Fall „bereinigt“. Aus dem Schandfleck wurde das, was man hierzulande ein Schmuckstück nennt. Die Stadt hat das einstige Friedhofsareal abgegeben, ein fleißiger Mensch darauf ein hübsches Einfamilienhaus errichtet – auch eine Art, mit der Geschichte ins reine zu kommen. Frank Starke

### Spruch der Woche



Gesetzgeber oder Revolutionäre, die Gleichheit und Freiheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Scharlatane.

Johann Wolfgang von Goethe

Zeichnung:  
Ruth G. Mossner

### Aus dem Inhalt:

Jesus als  
Therapeut  
Seite 2

Schwarzer Traum  
in Blech  
Seite 3

Friedensappelle  
verhallen ungehört  
Seite 4

Roraima – Mutter  
der Ströme  
Seite 5

Umwelt-Quiz  
Seite 8

Freie Frisuren  
für freie Bürger  
Seite 10

### Stein und Name

Ein Paradoxon – die Gärten des Todes als letzte Zeugnisse einstmal blühenden Lebens. Ein Spaziergang durch die marode Dornröschenschlaf-Welt des jüdischen Friedhofs an der Schönhauser Alle in Berlin, über die weiten Anlagen des „Guten Ortes“ in Weibensee, es ist die Begegnung mit einem illustren Kapitel deutscher Wirtschaftsgeschichte und Geistesgeschichte. Es grüben der Komponist Giacomo Meyerbeer und der Maler Max Liebermann, der Verleger Samuel Fischer und der Kaufhauskönig Hermann Tietz. Was nicht heißt, daß hier nur Leute von Rang ihre letzte Ruhe gefunden hätten.

Das Buch „Stein und Name“ bietet erstmals eine Übersicht aller jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland – eine vergleichbare Dokumentation für die etwa 1900 Begräbnisstätten in den alten Bundesländern gibt es bislang nicht.

Das Fazit: Statt der früher von DDR-offizieller Seite genannten 125 Friedhöfe dokumentiert die Publikation 300 Begräbnisstätten zwischen Kap Arkona und Thüringer Wald.

Die bedrückende Seite der Bilanz: Etwa 100 Friedhöfe wurden eingeebnet. Ein schwacher Trost, daß an einige in jüngster Zeit zumindest wieder ein Gedenkstein erinnert.

M. Brockel/ E. Ruthenberg/ K. U. Schulenburg: *Stein und Name. Die jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland. Institut Kirche und Judentum, Berlin 1994. 720 Seiten, 39,80 DM.*